

**Zeitschrift:** Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles  
**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft  
**Band:** 5 (1962)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Das Archiv für genetische Philosophie : zur Biographie einer Bibliothek  
**Autor:** Corti, Walter Robert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-387951>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 05.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

WALTER ROBERT CORTI (ZÜRICH)

## DAS ARCHIV FÜR GENETISCHE PHILOSOPHIE

Zur Biographie einer Bibliothek

«C'est une grande folie de vouloir être sage tout seul.»

François La Rochefoucauld

*Dübendorfer Anfänge (1910–1930)*

Als «Archiv für genetische Philosophie» bezeichnen wir hier eine zunächst noch private Sammelstätte aller erreichbaren Dokumente zur Kategorialanalyse des Werdens – kein Periodicum also. Es verfügt heute über eine Bibliothek von mehr denn 15 000 Titeln, eine Sammlung von gegen 500 Philosophenporträts und Darstellungen der Philosophie im Bilde; ferner über eine solche von Originalbriefen meist zeitgenössischer Denker. Seine gesamten Bestände sollen der geplanten und sich nun verwirklichenden Akademie eingebaut werden<sup>1</sup>.



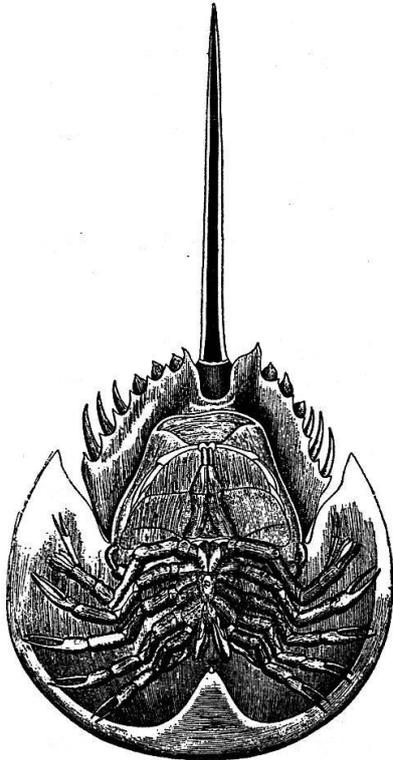
1 Ein Signet des «Archivs». Gezeichnet von Georg Almstädt.

<sup>1</sup> Vgl. «Plan der Akademie»; «Geschichte und Nachleben der antiken Akademie», Heft I der Dokumente der Akademie-Planung (1956), «Plan der Akademie», Der Bogen, Heft 47, St. Gallen (3. Auflage); «Bericht über den Plan der Akademie», Schweizer Monatshefte, Juni 1960. «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi», Gute Schriften, Zürich 1955 (2. Auflage in Vorbereitung). Darin das Kapitel: «Der Traum des Medizinstudenten». Ferner: «Die Platonische Akademie im Wandel der Geschichte und als Aufgabe unserer Zeit», Eranos-Jahrbuch, 1958.

Begonnen hat das alles sehr einfach und bescheiden; dieser Anfänge gedenken, heißt dem Glück einer behüteten, reichen Jugend danken. Und da sich die wesentlichen Werke dieser Bücherei mit dem Werden der Dinge beschäftigen, mag nun auch ihr eigenes Werden seine Schilderung erfahren. Es ist gut, daß der Mensch nicht schon in seinen allerersten Jahren lesen lernt – er lernt es vielleicht überhaupt viel zu früh. So aber bleibt er zunächst ganz auf seine Sinne angewiesen und baut sich seine Begriffe aus dem primären Begreifen. Er muß noch alles selber schauen und berühren, hören, riechen und schmecken, es denkt und erlebt noch nicht ein anderer für ihn. Hat er dann einmal die Welt des Wortes erobert, so beginnt ihn diese oft und rasch genug selber zu beherrschen. Das Wort lernt sich leichter als die Sache; wer glaubt, mit dem Wort die Sache zu haben, beginnt sich zu betrügen. Das vermeinte ich früh zu durchschauen und nährte ein zähes, vielschichtiges Mißtrauen gegen das Wort und alle Wortmächtigen. Aber ein Buch über den homo loquens, das diese erregenden Beziehungen zwischen Wort und Ding wünschbar gründlich abklärte, fand sich nicht.

Das Haus der Eltern lag an der Dübendorfer Glatt, inmitten eines herrlichen Gartens, umwachsen von Birken, Eichen, Linden und Tannen. Ging der Winter, fing das Blühen an, vom weißen Schneeglöcklein zum fallenden Goldregen, Flieder, Rittersporn, den hohen Sonnenblumen, Rosen und Rosen, bis zu den Herbstbeeten der Astarten. Mein Vater war Chemiker und baute sich eine prachtvolle Kollektion von Nachtfaltern auf. Die Erforschung der Na-

tur bildete unsere Lebensluft. So brachte er auch dem Sammeleifer seiner drei Buben das förderlichste Verständnis entgegen. Ich selber trug mit den Jahren ein kleines naturgeschichtliches «Museum» zusammen, wo neben dem Fuchsschädel ein Seeigel lag, neben der weinroten Fächerkoralle ein dräuendes Haigebiß. Die Krönung der weihnachtlichen Gaben bestand stets in solchen Gebilden der Natur: einmal waren es Schafembryonen in Spiritus, Goldwespen und mikroskopische Präparate, Bälge tropischer Vögel und ein veritabler Pfeilschwanzkrebs



<sup>2</sup> Der «Pfeilstierz», horseshoe crab, *Limulus*, Molluskenkrebs. Aus den «Abbildungen zu Oken's allgemeiner Naturgeschichte», 1843. Tafel XX.

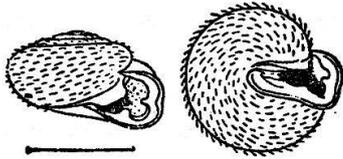
(Abb. 2); einmal gar der guterhaltene Oberschenkelknochen eines alten Alemanen aus dem Zürcher Oberland. Manches wurde seither verschenkt, anderes ging verloren, aber das meiste ist noch da. Auch von den Büchern der Kindheit<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Vgl. aus dem «Heimatbuch Dübendorf»: «Dort, wo die Erlen stehen...», 1948; «Glück mit Käfern und Schmetterlingen», 1953; «Heimkehr ins Eigentliche», 1957; «Die größere Schule», 1961.

Die Dinge und ihre Wirkungen bezauberten mein Gemüt: das bewegliche Wasser, das heiße Feuer, die Galläpfel an den Eichenblättern, die Wasserwanzen, die Flugsamen des Löwenzahns, die springenden Forellen am Wehr, die abendlich im Lindenbaum singende Amsel. Das alles war nicht nur wie im Märchen, sondern das große alldurchdringende Märchen selbst. Unser Haus stand mit allen Weiten in Verbindung, solches bewiesen allein schon die Briefmarken aus Sansibar, Mexiko und Australien. Die Wolken wanderten gewiß in fremde Länder, und die Glatt fließt nachweisbar in den Rhein und mit diesem ins Meer. In der Nacht tat sich das Fenster zu den fernen Sternen auf, immer wirkte der Mond wie ein unausdeutbares Rätsel. Alle die Dinge standen am Anfang des Erlebens und im Aufgang des Verwunders, nie das Wort. Dieses kam erst später, blieb bloßes Zeichen für die Sache, lebte nur von dieser und genügte nie sich selbst. Hartnäckig fragte ich meinen Vater, warum denn nun die reale Kastanie Kastanie heiße, wer ihr diesen Namen gegeben habe und weshalb. Ist denn der Esel wirklich ein Esel oder heißt man ihn nur so, und dabei ist er vielleicht gar keiner?! Wie weit zurück liegen doch solche frühen Überlegungen, die einer ersten Begegnung mit dem platonischen Dialog «Kratylos» vorausgingen.

Eine treue Erinnerung hält den unbehaglichen Zweifel fest, mit dem ich die Eltern oder Brüder beobachtete, wenn sie lasen. So, wenn Vater mit einem der grünen Meyerschen Klassiker im Garten saß. Es schien mir höchst ungewiß, ob die Massen schwarzer Zeichen auf den Blättern und Zeitungen tatsächlich so viel des Bedeutsamen enthalten konnten, daß sie den Vater vom doch gewiß allein wesentlichen Umgang mit den wirklichen Dingen abhielten. Er schien sie aber über seinem Buche zu vergessen, das reizte meine Neugierde und Eifersucht zugleich. Bis zur zornigen Ermattung startete ich auf die Seiten einer Erstausgabe der «Buddenbrooks», in der Mutter las; die Zeilen tanz-

ten vor den Augen, aber sie ließen sich nicht zum Reden bringen. Bücher bedeuteten eben zunächst Bilder. Einmal geweckt, blieb mein Interesse am Bildbeschauen bis heute unersättlich. Ein Buch ohne Bilder war schlechterdings kein Buch. Bilder bewahrten meist etwas weniger von den Dingen als die sie beschreibenden Worte, aber es gab auch Fälle, die umgekehrt lagen (Abb. 3): Die



3 *Isognomostona personatum* (Lamarck). Gehäuse gedrückt kugelig, ziemlich lang behaart, bedeckt genabelt; Mündungswand mit zahnartiger Leiste. Breite 11 mm, Höhe 6 mm; in Wäldern unter Steinen und morschem Holz. Aus Paul Brohmer: «Fauna von Deutschland». Quelle & Meyer, 7. Auflage, 1953.

Hainschnirkelschnecke, die *Clausilia*, die *Cyclostoma* der Schneckenfarbtafel im «Brehm» besaß ich alle in meinen Zündholzschächtelchen. Fraglos waren sie in natura unendlich schöner als auf den Abbildungen. Aber was gab es da alles, was wir nicht besaßen! Und so weckten die Bilder den Hunger, den von ihnen geschilderten, noch unbekanntem Dingen einmal auch wirklich zu begegnen und sie möglichst dem Museum einzuverleiben. Von nun an sah ich mit berauschter Sehnsucht all die schweren Bände in Vaters Bibliothek auf Illustrationen durch, die «Wunder der Natur», das schwarzrückige Meyersche Lexikon, die vielen Kosmosbändchen mit den einprägsamen Farbtitelblättern (Abb. 13/14), das «Pflanzenleben» Anton Kerners von Marilaun, die Folianten «Weltall und Menschheit», Konrad Günthers «Vom Urtier zum Menschen» und die beiden Wälzer «Der Mensch» von Johannes Ranke. Die letzten beiden Werke haben wesentlich dazu beigetragen, daß ich später Medizin studierte. Eigentlich sollte ja das Museum doch auch einen ganzen Menschen enthalten, nicht nur den Wurmfortsatz eines solchen in Alkohol, nicht nur

einen Oberschenkelknochen. Indessen war das keineswegs so einfach. Auch Carl Ernst von Baer hatte seine Not, für das Petersburger Museum einen Armenierschädel zu bekommen, und schrieb diesbezüglich einige höchst verfängliche Briefe: «Kannst Du nicht Deinen Einfluß anwenden, um uns bei vorkommenden Gelegenheiten Schädel zu verschaffen...» – «Seydlitz schreibt mir, daß ein berühmter Awaren-Kopf in Tiflis in Spiritus liegen soll... Hölle und Teufel, den möchte ich haben! Was macht ihr denn mit ihm? Er ist ja tot und da braucht man ihn nicht gefangen zu halten.» – «Ich denke, wenn ich Dir schreibe: Lasse ein par Armenier hängen – so wirst Du sie doch nicht gleich hängen lassen<sup>3</sup>.» Wenn also keinen ganzen Menschen, dann doch einen Affen. Ich hörte, daß meine Tante in Winterthur zwei südamerikanische Pinseläffchen hielt; dies war nun so eine «vorkommende Gelegenheit», flugs schrieb ich die diesbezügliche Anregung und erhielt auf noch vorhandener Karte umgehend folgende Antwort: «Sehr geehrter Herr Professor! Wir verwahren uns energisch gegen die ungeheuerlichen Zumutungen, die Sie an unsere sterbliche Hülle stellen. Vorläufig befinden wir uns bei vorzüglicher Gesundheit und raten Ihnen, nicht in unsere Nähe zu kommen, da wir scharfe Krallen und gute Zähne haben. Mit aller Hochachtung – Gritli und Fips.» Nach dieser Enttäuschung rechnete ich mich kurzentschlossen vorerst einmal selber zum Museum. –

Es begann mit Bilderbüchern, Märchen, Pestalozzikalendern, Kinderfibeln, «Münchener Bilderbogen» und Anleitungen zum Bestimmen von Schnecken, Wanzen und Libellen. Es begann mit den Bildern, mit der lieblichen Zumutung der «Wurzelkinder» Sibylle von Olfers', dem ganz und gar gräßlichen «Struwelpeter» Heinrich Hoffmanns, den ich nur mit Grauen studierte

<sup>3</sup> Vgl. «Der Naturforscher», herausgegeben von Walther Schoenichen, Berlin, II. Jahrgang 1925/26: Dr. Exner: «Die wissenschaftlichen Nöte des Anthropologen Carl Ernst von Baer.»

und hassend ablehnte. Daneben aber haben mich die geheimnisvollen Bücher des Thurgauer Malerpoeten Ernst Kreidolf mit ihrer anthropomorph-mystischen Ausdeutung von Pflanze und Tier tief beschäftigt. Heiße Liebe traf die «Münchner Bilderbogen» (Abb. 6), die herrlich wirkenden Illustrationen der Grimmschen Märchen von P. Grot, Johann und L. Leinweber (Abb. 8), die Farbbilder zu «Tausendundeiner Nacht». Hier wurde von einer Welt erzählt, die es gar nicht gab, nie geben konnte oder geben durfte. Sonst müßte man ihr ebenso in Dübendorf begegnen. Und doch war sie schön wie die schmeichelnde Musik einer Spieldose, verzauberte wie mit inneren Zuckern das Gemüt. Wenn Vater seine eigenen schönen Märchen erzählte, fragte ich ihn, ob es auch wahr sei. Ist es wahr, was die Bibel berichtet, Homer und Miguel de Cervantes Saavedra? Oder ist das alles nur erfunden? Sind nicht die meisten Bücher von Dichtern geschrieben, von denen Nietzsche sagt, sie lügten zu viel? Müßte man sich deshalb nicht zeitig vor ihnen in acht nehmen, damit sie uns nicht von der wahren Wirklichkeit abziehen in ihre Welt des schönen Scheins? Ich erinnere mich noch, wie ich viel später über den Versen Schillers stutzte:

«Was sich nie und nirgends hat begeben,  
Das allein veraltet nie.»

Das Erfundene also? Oder trägt allein nur die Barke des Wortes Vergehendes ins Ewige? Verweht das Wort nicht auch, dieser flatus vocis, wie der Mund zerfällt? Was wäre das Buch ohne Leser, was nützen Bibliotheken in der kommenden Vereisung der Welt? (Abb. 13.) Daß alles sich verändert, zerbricht und zerfällt, daß alles Hiesige unter dem Gesetz des Werdens steht, das wurde mir früh genug bewußt. In Andersens Märchen «Das alte Haus» sagen die Wände:

«Vergoldung vergeht,

Aber Schweinsleder besteht.»

Nein, so lautete die bittere Einsicht schon damals – nicht einmal Schweinsleder.

Es kam die Zeit, da ich selber lesen lernte.

Vor mir liegt die einstige Zürcher Fibel der Dübendorfer Primarschule im bunten Rahmen kerniger Zeichnungen und der so schwer nachahmlichen, unerreichbar vorbildlichen Schrift:

*Hans ist ein Hirt.  
Er hat ein Horn.  
Hallo hallo ein Hase.  
Eile Ami eile.*

4 Aus der «Zürcher Fibel» von Willibald Klinke, mit Bildern von Hans Witzig, Zürich 1915.

Geht dies nicht allen so, nach dem Mittag des Lebens, daß sie von ihren frühen, ersten Büchern machtvoll wieder heimgetragen werden, in «die verschüttete Gottesstadt der Kindheit», von der Jean Paul spricht? Die ganze Rasselklasse von damals taucht auf, wie sie vor den schwarzen Schiefertafeln sitzt, mit den unentwegt zerbrechenden Griffeln, das Husten und Scharren, Wärme und leichter Stallgeruch im Zimmer, der so leicht erzürnte, beschmaltzte Lehrer und die kleine ABC-Schützin Klara Glückler, die nun mühsam mit den Fingern buchstabiert:

«Paul ist der Puu-pen-dok-tor;

er schaut nach der kran-ken Puu-pe.

Er gibt Pil-len und Pü- Pül-ver-chen.»

Jetzt aber geht es los. Nun beginnen die Bücher alle zu raunen, zu wispeln, zu reden, zu drohen, zu schreien, zu lispeln, zu betören, zu lächeln und zu lachen. Jetzt steht da tatsächlich und völlig unmißverständlich:

«In der Kammer, still und donkel,  
ruht die Tante bei dem Onkel.»

Oder:

«Schön ist es auch anderswo,

Und hier bin ich so wie so» –

was eine Freundin die beste Definition der romantischen Seelenverfassung nennt. Nun ist kein Halten mehr. Man lernt ja das Schwimmen nur, um dann auch recht fleißig zu schwimmen. Keines der bislang im

Elternhaus entdeckten Bücher enthielt so geheimnisvoll aufregende Bilder wie die zweibändige «Prachtausgabe» von Goethes Werken aus Mutters Mädchenjahren. Und zwar natürlich in vorderster Linie der «Faust» (Abb. 11/12). Zunächst las ich nur die Bildunterschriften und wußte sie bald alle auswendig. «Da seid Ihr auf der rechten Spur.» «Nur frisch hinunter! Immer zu!» «Hilf! Rette mich vor Schmach und Tod!» «Was weben sie dort um den Rabenstein?» So geschah mählich die Eroberung des ganzen Textes erst vom Bild aus. Ganz besonders mystisch stimmten die Hinweise in Kleindruck und Klammern: «(von innen)», «(in Kreisbewegung sich nähernd)». Wenn da stand: «(wie oben)», so konnte das gewiß nur heißen, daß die Stimme von der Höhe her kam. Als ich dann später den ganzen Text von vorn bis hinten durchnahm, begegnete lauter bekannte Passagen. Manches las ich laut vor, mit dem Kanarienvogel Hansi als einzigem Zuhörer, so das Lied des Lynceus, so das Lied der Soldaten vor dem Tore:

«Kühn ist das Mühen,  
Herrlich der Lohn!  
Und die Soldaten  
Ziehen davon.»

Hörte man ihre Schritte nicht gedämpft verhallen, wie sie da so davonziehen? Da war ein neues Staunen. Mit diesen seltsamsten

aller Bauklötzchen, den Wörtern, ließ sich ja offenbar das Wunderbarste basteln! Hier im «Faust» öffnete sich überall die geheime Magie des Wortes, die Wahrheit des Schönen. Stammte sie vielleicht doch nicht allein nur von den Dingen her? Spielte mit ihr noch eine andere Kraft als die Natur, sprach sich ein innerer «Geist» durch sie aus? Mühdet die Geist-Natur selbst im Mund des Menschen? Mit solchem Grübeln befand ich mich, ohne es zu wissen, schon tief in der Philosophie. Und plötzlich gab es da Stellen, die den hellen Schrecken mitten ins unvorbereitete Herz trugen, wie Feuer ins Dach:

«Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.  
Wie sie mich binden und packen!  
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.  
Schon zuckt nach jedem Nacken  
Die Schärfe, die nach meinem zückt.  
Stumm liegt die Welt wie das Grab!»

Fühlt ich's nicht selbst im Nacken, den kalten Tod des herabsausenden Beiles, und was konnte der nächste grauenvolle Vers anderes besagen, als daß die farbenseelige Welt nun ausgelöscht ist, für immer? Für solche Funde gab es keine Reife, keinen Schutz und keine Vorbereitung. Wissen die Eltern auch immer gründlich, was sie ihren Kindern zu lesen geben, und verbergen sie auch verlässlich, was sie ihnen vorenthalten wollen? Der Maler Ludwig Richter zählt doch

#### LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN ACHT BILDSEITEN

5 Aus Julius Lerche: «Die Gründorfer», mit den prächtig kolorierten Holzschnitten Fritz Langs im Geiste des Jugendstils, Stuttgart o. J.

6 Die «Frosch-Soirée» von M. Mandel, 1889. Handkoloriert. Aus den «Münchener Bilderbogen», Band 42.

7 Aus «Fitzebutze». Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Erstmals 1900 erschienen, später bei Hermann Schaffstein in Köln. Illustration zu «Die Reise», S. 29.

8 «In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat...», so fängt das Grimmsche Märchen vom «Froschkönig» an, und so illustrierte es der faszinierende Künstler P. Grot in der Säkularausgabe der Kin-

der- und Hausmärchen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, ohne Jahr.

9 «Don Quichote phantasiert von den Gestalten der Ritterromane.» Zeichnung von Gustave Doré in der Jubiläums-Prachtausgabe der Übersetzung von Ludwig Tieck. Verlag W. Herlet, Berlin o. J.

10 Sophie Wörishöffer: «Robert der Schiffsjunge», Velhagen & Klasing (die 14. Auflage, 1926). Robert findet Mohrs Leiche.

11/12 Aus: «Goethes Werke», Berlin o. J. (wohl um 1900). Die Zeichnungen stammen von Ludwig Berwald.

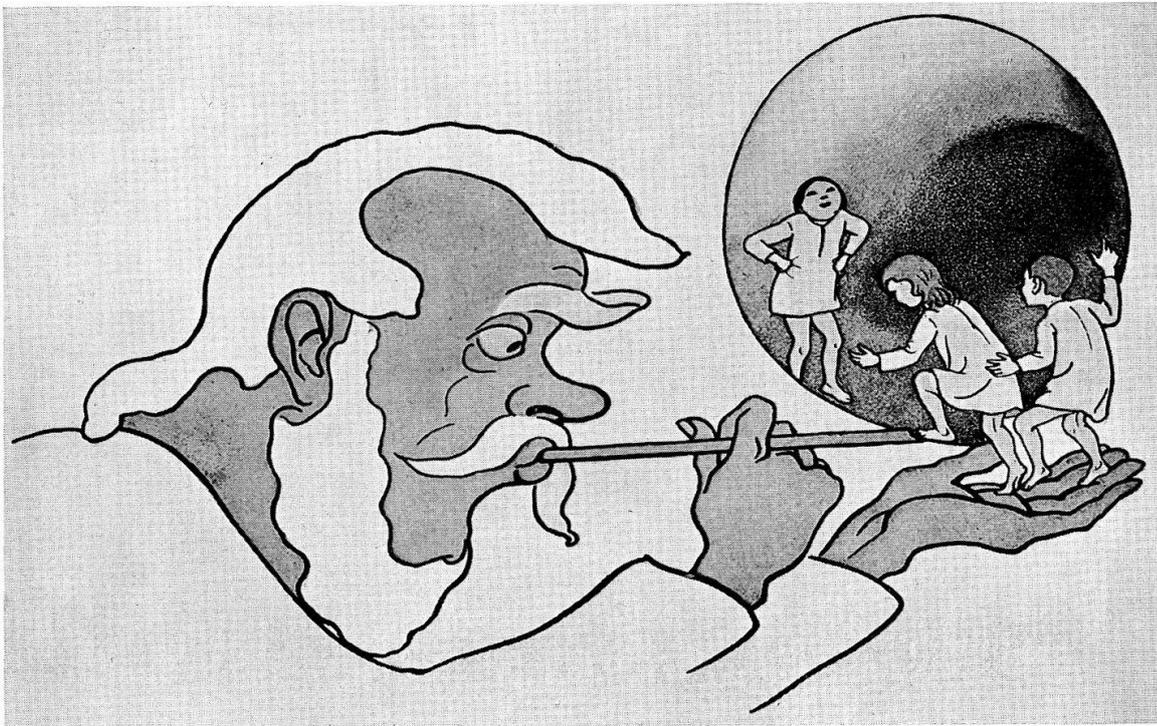
13 Das zweite der 1904 erstmals erschienenen Kosmosbändchen. So stellte man sich damals das Ende der Welt durch ihre totale Auskühlung vor.

14 Dieses Bändchen erschien 1914.





6



7

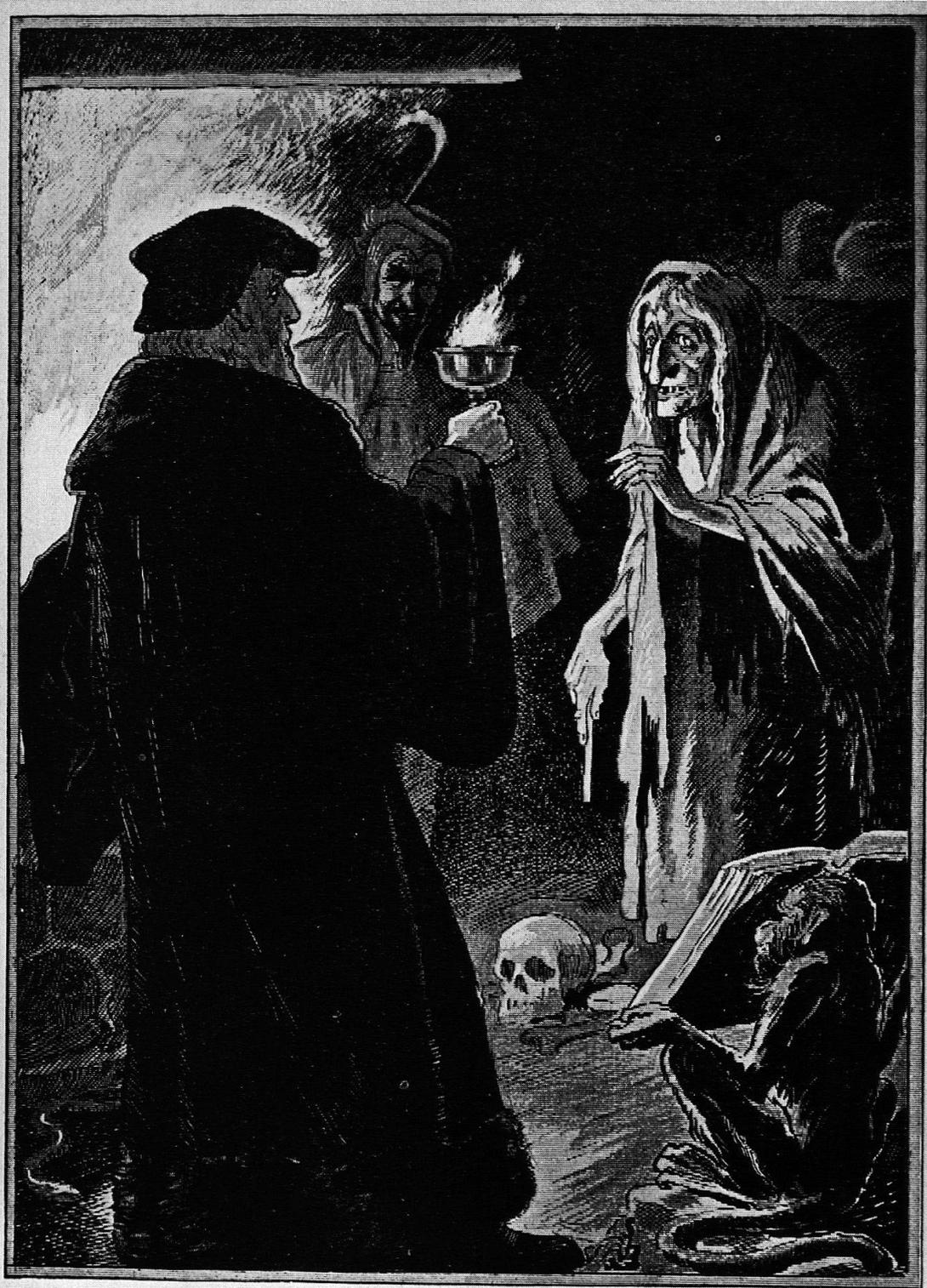




Don Quijote phantasiert von den Gestalten der Ritterromane.



Robert findet Mohrs Leiche.



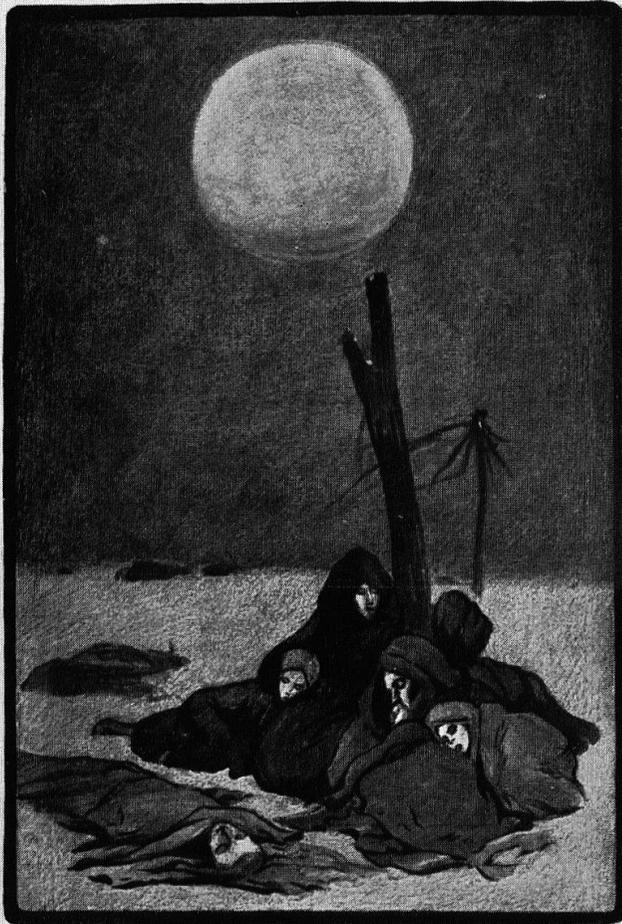
Die Hexe. „Nur frisch hinunter! Immer zu!“



Hexen im Chor. „Die Hexen zu dem Brocken ziehn . . .“

DR M. WILH. MEYER

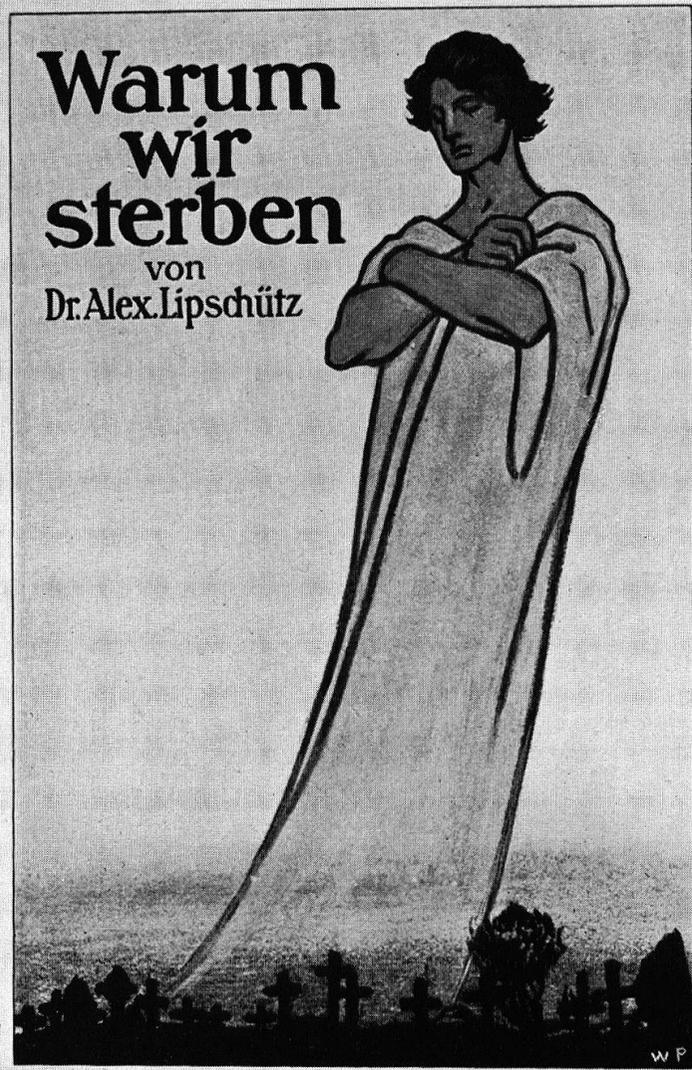
# WELTUNTERGANG



Kosmos. Gesellschaft der Naturfreunde

# Warum wir sterben

von  
Dr. Alex. Lipschütz



Kosmos | Franck'sche | M1.-  
Gesellschaft der | Verlagshandlung |  
•Naturfreunde• | Stuttgart | Kl.20h,öW

gewiß zu den harmlosesten Künstlern des späten Biedermeier, lauter trautes Heim von Wandsbeck, brave Kinder, brave Eltern beim Kartoffelessen, aber in seinen «Lebenserinnerungen» schildert er auch das Dresden des Kriegsjahres 1813. Da stand zu lesen: «... wo täglich die Gestorbenen, ganz entkleidet, aus den Fenstern herabgeworfen und große Leiterwagen bis obenherauf damit angefüllt wurden. Zum Entsetzen schrecklich sah eine solche Ladung aus, wo die abgezehrten Arme, Beine, Köpfe und Körper herausstarrten, während die Fuhrleute auf diesem Knäuel herumtraten...» Auch die Grimmschen Märchen waren keineswegs nur harmlos; die himmelschreiende Niedertracht der beiden Igel vor dem armen Hasen beschämt mich heute noch. Schreckliches fand sich selbst bei Wilhelm Busch und in den «Münchner Bilderbogen». Sogar der enigmatische «Fitzebutze» von Paula und Richard Dehmel, von Kreidolf großartig illustriert, besaß seine Untiefen (Abb. 7). Schon die Sprache machte Mühe – jedenfalls war das kein Schweizerdeutsch:

«Pst, sagt Hater, Fitzebott  
 war einmal ein lieber Dott,  
 der auf einem Thule saß  
 und sebratne Menssen aß;  
 huh! –»

Später einmal lernte ich den Verleger Hermann Schaffstein kennen, plauderte mit ihm über den «Fitzebutze», erhielt eine von Dehmel geschriebene Karte, dann las ich den ganzen Dehmel, wußte sein «Lied an meinen Sohn» auswendig, das schöne Gedicht «Die Verhüllten», las seine Biographien, las mich weiter und über ihn hinaus..

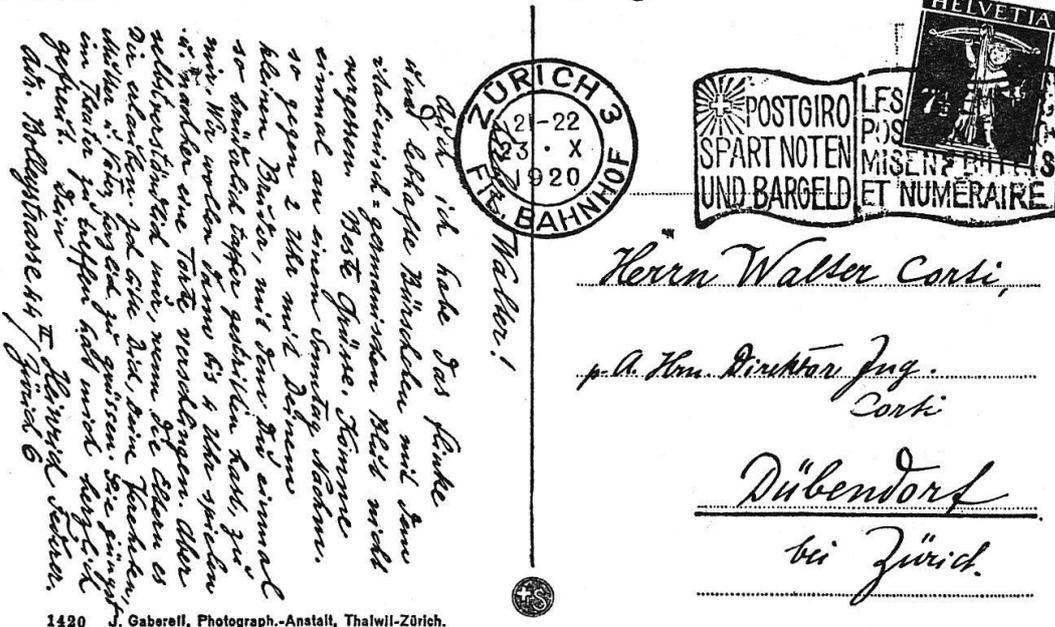
So erschloß sich inmitten der großen Welt der Dinge die große Welt des Buches. Wir Buben wurden angehalten, die Korallen, Schmetterlinge und Schneckenhäuschen sorgfältig zu behandeln. Das übertrug sich nun ganz selbstverständlich auf die Bücher. Auch sie waren kostbar, wenn auch vielleicht doch noch nicht so kostbar wie ein wirkliches Froschskelett. Aber nun mehrten sich auf Weihnachten, auf Ostern die ge-

druckten Geschenke; ich nannte bald das erste Büchergestell mein eigen. Noch galt es mit den Brüdern zu teilen, dann sanken mehr und mehr wenigstens die Kinderbücher in meinen Bezirk. «Heidi», «Onkel Toms Hütte», die wonnigen «Gründorfer» von Julius Lerche (Abb. 5), die Märchen von Andersen, von Hauff, «Nils Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen», «Robinson Crusoe», der Münchhausen, «Lederstrumpf», Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums, die betörenden «Märchen aus Tausendundeiner Nacht». Mit der Schilderung meiner Beziehungen zu den Märchen wage ich schon gar nicht zu beginnen. Aber es war stets eine Stunde der Dankbarkeit zu ihnen hin und ins Vergangene hinein, wenn im Pestalozzidorf auf Wunsch der Kinder eines ihrer Häuser auf einen Märchenhelden getauft wurde: die Griechen haben ihr Haus «Argonautes», die Italiener ihr «Pinocchio» nach Carlo Collodi und «Cuore» nach Edmondo de Amicis; das Ungarnheim «Kukoricza Jancsi» ist nach einer Märchenfigur Sandor Petöfis und das «Jukola» der Finnen nach dem Haus der verwaisten Kinder in Aleksis Kivis Roman «Die sieben Brüder» benannt. Das entsprach der Gesinnung und Gesittung des Elternhauses, es gibt kein wirklich «Fremdes», das Nationale ist der Zufall, über allen Menschen leuchten dieselben Sterne, das Gute findet sich überall.

Es war einer von Vaters entscheidenden Hinweisen, doch bei allen Autoren einmal im Lexikon nachzuschlagen. So erkannte ich früh, daß die meisten Jugendbücher gar nicht für die Jugend gedacht waren, sondern nur vereinfachte Ausgaben großer Werke der Weltliteratur bilden. Den «Don Quichote» las ich schon als Bub nur ungekürzt in der Übersetzung von Ludwig Tieck, illustriert von Gustave Doré (Abb. 9). Allmählich begannen die vielen grünen Bände der Meyerschen Klassiker zu leben, ebenso der rot eingebundene Conrad Ferdinand Meyer aus dem Haessel-Verlag. Ich erhielt die gesammelten Werke von E. T. A. Hoffmann,

die Bong-Ausgabe Gottfried Kellers, die erste dreibändige Ausgabe Richard Dehmels. Wenn der «Fitzebutze» mit diesem kosmischen Erotiker zusammenhing, gehörte er mit zu seinem Werke, also bewahrte ich mir alles sorglich auf. Wie immer sich auch noch die Geschehnisse des «Archives» gestalten mögen, ich hoffe nicht, daß dieser Bücherhumus dereinst einmal wegen Raumsorgen ausgeschieden werden muß. Vorläufig räubern meine eigenen vier Kinder fleißig in diesem Sektor und tragen, was ihnen wieder teuer ist, in ihre Bücherecken. Sie studieren die Berge der frühen «Fliegenden Blätter», entdecken darin die Erstdrucke von Busch und Oberländer. Es ist viel Neues dazugekommen, Verlorenes versuchte ich zäh, und oft auch bisher vergeblich, wieder zu beschaffen<sup>4</sup>.

wie Dübendorf am gleichen heimatlichen Fluß, in Zürich wurde ich geboren; diese freie Stadt hat mein ganzes Leben bestimmt. Keller hat mich manchen Adel des Schauens gelehrt, ohne zu schwärmen, ohne die Erde zu verlieren. Tief aufatmend fand ich einst die mächtige Stelle: «Denn Gott schien mir nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit.» Dazu kehrte ich oft zurück, wenn ich in den modischen Verwickeltheiten der zeitgenössischen Theologen nicht mehr ein und aus wußte, so sie Natur und Gnade auseinanderrissen, als hätten sie von Gott selbst dazu die Order erhalten. Im «Grünen Heinrich», im Kapitel «Der gefrorne Christ», tauchte erstmals auch Angelus Silesius auf und führte dann zu Hegel hin:



15 Eine Karte von Heinrich Federer, die Alter hat er verwechselt, ich war und blieb der jüngste der Brüder. Mein Vater verfaßte seine Doktordissertation unter dem Chemiker Adolf von Baeyer in München 1899. In der Bolleystraße schrieb Federer seine bitter süßen Erinnerungen «Am Fenster».

Zu den großen Formern gehörte Meister Gottfried. Was der grüne Heinrich erzählte, sah ich lebhaft vor Augen. Glattfelden liegt

«Ich weiß, daß ohne mich  
Gott nicht ein Nu kann leben,  
Werd' ich zunicht', Er muß  
vor Not den Geist aufgeben.»

<sup>4</sup> Bis heute gelang es nicht, den Autor eines naturwissenschaftlichen Fragebuches «Warum und Weil» (wohl um 1900?) zu eruiieren. Dann blieb alle Mühe, den Band 45 der «Münchener Bilderbogen» zu erwischen, erfolglos.

An dieser Knacknuß biß ich meine jungen Zähne aus, ahnungsvoll des süßen Kernes, den sie barg. Der «Cherubinische Wandersmann» blieb ein treuer, mystischer Beglei-

ter, und ich versuchte, dieser mächtigen Gedanken, oft vergeblich genug, Herr zu werden:

«Was Gott ist, weiß man nicht:  
 Er ist nicht Licht, nicht Geist,  
 Nicht Wahrheit, Einheit, Eins,  
 nicht was man Gottheit heißt,  
 Nicht Weisheit, nicht Verstand,  
 nicht Liebe, Wille, Güte,  
 Kein Ding, kein Unding auch,  
 kein Wesen, kein Gemüte:  
 Er ist, was ich und du  
 und keine Kreatur,  
 Eh' wir geworden sind,  
 was Er ist, nie erfuhr.»

Indessen schwammen wir keineswegs nur in den meerleuchtenden Wogen der Klassiker. Ergriffen las ich Emanuel Stickelbergers «Hans Waldmanns letzte Tage» und Adolf Vögtlins «Der Scharfrichter von Eger», eine düstere Novelle, die Goethes Allmenschlichkeit beglückend nahe bringt. Zu den Hausheiligen gehörte auch Heinrich Federer, dem wir freundschaftlich nahestanden und den ich im Schauspielhaus zuletzt nochmals in einem furchtbaren Asthmaanfall sah; man spielte Ibsens «Wenn wir Toten erwachen». Bald darauf starb dieser franziskanische Verklärer alles Geschöpflichen (Abb. 15). Aber selbstverständlich verschlangen wir auch Machwerke, die zum berühmten «Elend unserer Jugendliteratur» zählen<sup>5</sup>. Nicht Karl May hieß der Favorit, sondern S. Wörishöffer. Von ihm wurden atemlos die wilden, männlichen Abenteuerromane verschlungen: «Kreuz und quer durch Indien», «Lionel Forster», das «Naturforscherschiff» und vor allem, freimütig bewundert, «Robert der Schiffsjunge», die

<sup>5</sup> Titel eines kämpferischen Buches (1896) von Heinrich Wolgast; in 7. Auflage bei Ernst Wunderlich in Worms (1950). Neuerdings erfreuen sich die Kinder- und Jugendbücher steigender Beachtung. Mit zu den schönsten Dokumenten solcher liebe- und geistvoller Mühe gehört Paul Hazards «Les livres, les enfants et les hommes» (1949); charmant übersetzt von Harriet Wegner und mit einem Vorwort von Erich Kästner seit 1952 auch deutsch.

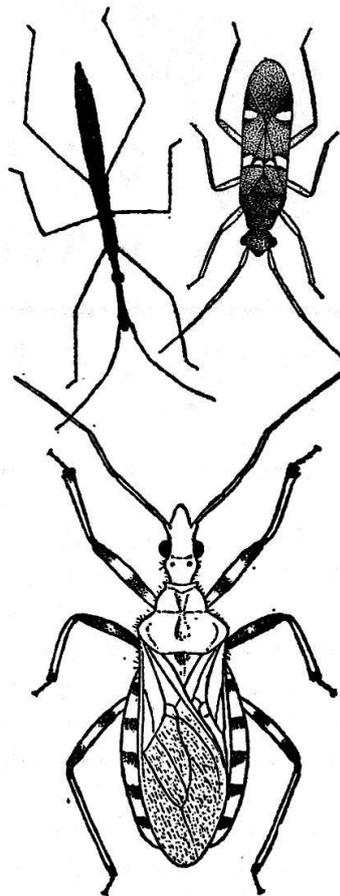
Geschichte des weitenhungrigen Sohnes eines kleinen Schneiders im holsteinischen Pinneberg. Dieser hatte es mir ganz besonders angetan, und seine Geschichte mit der Erzählung des unglücklichen Mohr (Abb. 10) erschien als die Krone aller Erzählungskunst. Da wird er von seinem Säuferverführer wegen der väterlichen Zunft gehänselt:

«Es tranken ihrer neunzig,  
 Und neunmalhundertneunzig –  
 Aus einem Fingerhut.»

Solches klang fast ebenso markig-männlich wie unser altes Arbeitslied beim Erbauen von Hütten und Windmühlen:

«Zippi zappi Fellerma,  
 Am Donnerstag kommt die Lina,  
 Von Bergeschtina.»

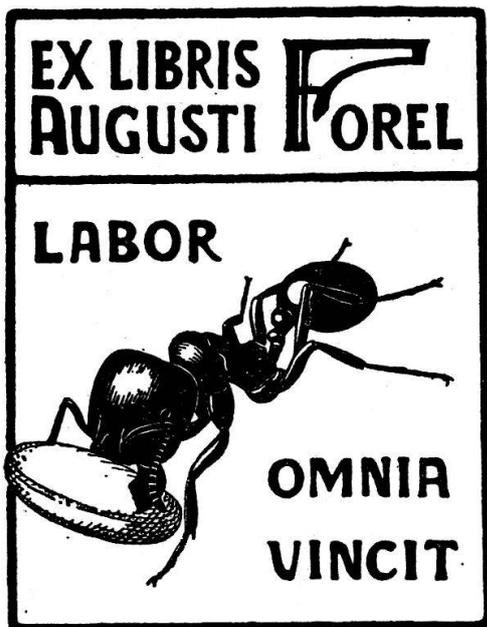
Nach Jahren wollte ich meinen Augen nicht trauen, als ich las, daß unser Heldenautor



16 Drei Abbildungen aus A. C. Jensen-Haarup: «Tæger», København 1912. *Systellonotus triguttatus* Linn. *Hydrometra stagnorum* Linn. und *Harpactor annulatus* Linn., Wanzen auch unserer Gegend.

und Abgott eine Dame war, Sophie mit Namen. Sie wurde 1838 in Pinneberg als Tochter eines Advokaten geboren und starb nach einem schreibefleißigen Leben zu Altona, 1890.

Von allem Anfang blieben aber doch die Einführungen in die Naturwissenschaften im Vordergrund. Bruno H. Bürgels, des deutschen Flammarien, «Aus fernen Welten» erhielt ich auf Weihnachten 1926 und



17 Forels Exlibris in meinem Exemplar von Franz Xaver Fiebers «Die europäischen Hemiptera», Wien 1861.

las es bis Neujahr mit Erkenntnisschauern ohnegleichen durch. Nun erfuhr ich Genaueres über Sonne, Mond und Sterne, über die Weiten und Tiefen des Weltalls. Nach dem Studium dieses Buches schien mir mein Leben zwar nicht wie verwandelt, wohl aber in seinen Grundhaltungen befestigt. Nun vermochte ich mühelos Kants «Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels» zu lesen, dem mehr und mehr die großen Werke der Philosophie folgen sollten. Für die Insektensammlung bekam ich R. Tümpels «Geradflügler Mitteleuropas», Eisenach 1901 (Libellen, Eintagsfliegen, Holzläuse, Ohrwürmer, Schaben, Heuschrecken und Grillen). Schwierigkeiten machte hingegen

ein Bestimmungsbuch für Wanzen, meine erklärten Lieblinge. Der alte «Fieber» vom Jahre 1861 («Die europäischen Hemiptera») ließ sich nicht auftreiben. Da schenkte mir Vater das dänische Werk von A. C. Jensen-Haarup: «Tæger», København 1912 (Abb. 16). Es trägt die damalige Bibliotheksnummer 20 neben der heutigen 2537. Über dem Text zerbrach ich mir den Kopf, fand mich aber schließlich doch zurecht: Die Tæger sind «insekter med ufulstændige Forvandling, stikkende og sugende Munddele og – i fuldt udviklet Tilstand – med 2 Par Vinger, af hvilke det forreste Par...» usf. Um 1925 gab dann Wolfgang Stichel seine «Illustrierten Bestimmungstabellen der deutschen Wanzen» in Lieferungen heraus; ich gehörte zu den ersten Subskribenten und korrespondierte sogleich mit dem Gelehrten. Schon im August 1925 schrieb er mir aus Berlin ungemein herbstärkend: «Immer wieder sehe ich meinen Zukunftstraum, daß die Wanzenkunde zur Blüte gelange, langsam in Erfüllung gehen.» Damit dachte er auch an mich, dem solche Träume gleichermaßen an den Sinn des Seins rührten. Und wie mußte man leiden für die Wanzen! Kannte doch der Herr Omnes lediglich die eine und gemeine, welche die Kleinen von den Meinen so arg in Verruf bringen. Denn die Hemipteren sind und bleiben dem Kenner eine zauberhaft schöne Garde. Längst nach meines Vaters Tod fand ich dann endlich doch noch den alten Franz Xaver Fieber – ausgerechnet aus dem Nachlaß des großen Ameisenforschers Auguste Forel, mit seinen und seines Onkels Schriftzügen und dem wohlbekanntem Exlibris (Abb. 17).

Natürlich führte ich über alle meine Dinge eigenes Buch. So schön, wie es die Zürcher Fibel vormalte, gelang das Schreiben allerdings nicht. Noch sind einige Blättchen eines anatomischen Atlases erhalten, und so soll hier daraus doch wenigstens das Rezept zur Herstellung der wichtigen Schwefelsalbe zu Nutz und Frommen der Mitwelt gleich in Faksimile Mitteilung finden. Das Borzo-han dopflein war eben da-

Bauchwe Halswe ~~Trän~~we Nierenwe 4  
 Magenwe Kopfwe Man Nibt  
 Reines Schwefel tut er in ein <sup>Porzellan</sup> ~~Born~~ a hon doyllein  
 tuts feste und lang reiben bis dare das  
 Schwefel ganz fein wirt und dann  
 mus man Nieren fet nemen und  
 dann das Nieren fet auch lang rei-  
 ber dann war man das Nieren  
 fet und das Schwefel zu Samen tut  
 und feste reiben tut dann  
 ist die Schwefel salbe fertig.

18 Mein Rezept für Schwefelsalbe

mals grammatikalisch schwer zu bewältigen; gemeint ist Porzellan.

Eine große Rolle spielte auch Ernst Haeckel. Nicht, dreimal nicht der mit Recht umstrittene Autor der «Welträtsel», aber der ideenreiche Zoologe und Forscher, der Verfasser des Radiolarienwerkes, der «Generellen Morphologie», der Reisebücher und der «Kunst-Formen der Natur» (Abb. 19/20). Später hörte ich so viel Abträglichen über diesen Mann, von Leuten, die nachweislich keine Zeile von ihm gelesen hatten. Aber schon die Wanzen lehrten mich früh, die Verleumder aus Unkenntnis nicht allzu ernst zu nehmen.

Am 11. Oktober 1925 nahm mich mein Vater mit in eine Veranstaltung des Lesezirkels Hottingen. Da hielt der jugendliche, temperamentvolle Vierziger Eduard Korrodi zum hundertsten Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers eine Rede. Sie war so klug und schön, daß ich gewiß kaum nur die Hälfte verstand; was aber hinriß, das war die Liebe, mit der er dem Werk des Dichters begegnete. So also konnte so einer mit den Haessel-Bänden umgehen! Ich kam mir als blutiger Anfänger vor und beschloß, gera-

deswegs noch einmal anzufangen. Er verglich die Urform des Gedichtes «Der römische Brunnen» vom Jahre 1866 mit der vollendeten Fassung. Dabei nannte er den Entwurf «gestümpert» – ich fand auch diesen schon höchst remarkabel! Zum ersten Mal fühlte ich auch auf dem Gebiet der Dichtung eine Führung durch einen kritischen Geist und nahm sie dankbar an. Der Argwohn gegen die Dichter begann sich zu legen. Ohne das Ding kein Wort. Aber die Dinge sprechen nicht, der Mensch allein spricht sie aus. Nur in der Wissenschaft dient das Wort lediglich zur nüchternen Bezeichnung der nie ganz aussprechbaren Dinge. Dort bleiben diese stets mehr als das Aussprechbare. Das Summende, Dunkle, Licht-hungrige, Rauschende, Trinkende, Ästige, Borkige, Zellige, Schattige im Worte «Baum» kommt doch gewiß nur vom konkreten Baume her – das platonische Urbild schwamm noch im Nebel. Wer viel vom Baum weiß, dem wird auch das Wort Baum satt und reich vom Baum. Und so beginnt es eben ein Eigenleben in der Dichtung. Alle wissenschaftliche Beschreibung führt nur wieder zu den Dingen hin, ein Drama

verlangt seine Aufführung, ein Gedicht, daß es gesprochen oder gesungen wird, dann aber mag es einmal eines geben, das nur noch wie von ferne an die Welt erinnert und selig in sich selber ruht.

Zu den ersten philosophischen Schriften, die ich las, gehörten die Dialoge Platons, vor allem die «Apologie» und das «Gastmahl».

Herrn Professor  
Dr. Conrad Keller

(Zürich)  
freundschaftlichst

Ernst Haeckel

19 Eine Widmung Ernst Haeckels. Der Thurgauer Conrad Keller (1848–1930) war Professor der Zoologie an der ETH, bekannt durch seine Forschungen über die Abstammung der Haustiere, väterlicher Förderer meines «Museums». Vgl. seine «Lebenserinnerungen», 1928.

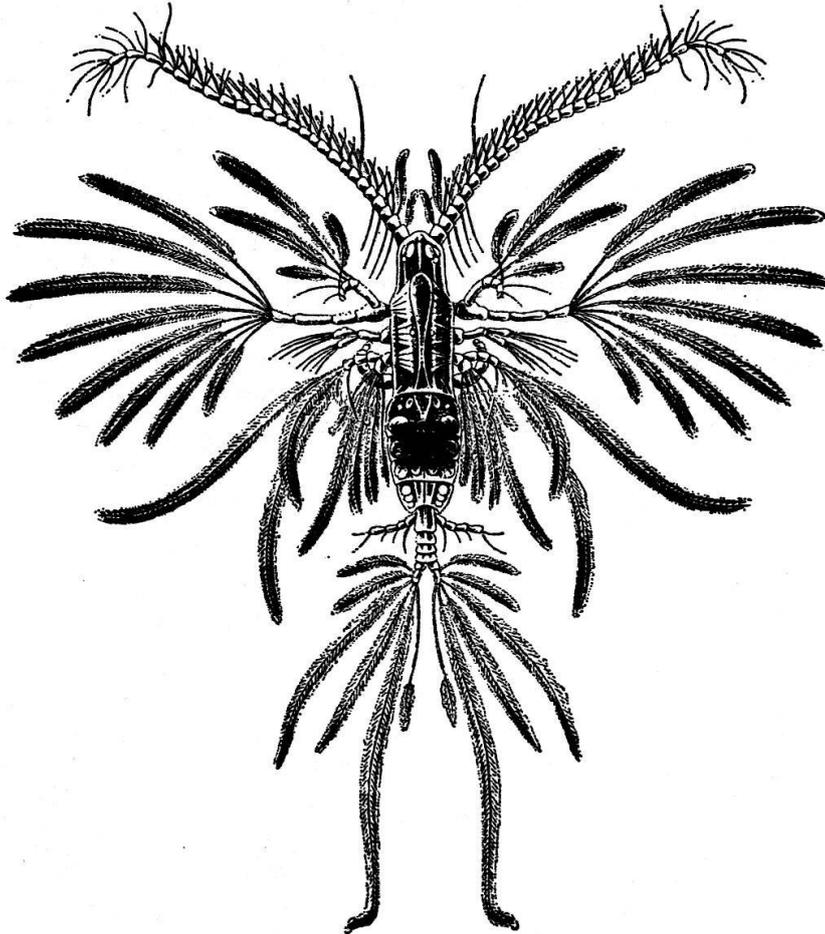
Ich erstand sie mir während der Schulzeit im Landerziehungsheim Glarisegg in Reclam-Ausgaben bei Huber in Frauenfeld. Auch sie sind alle noch da. Das erste größere philosophische Werk, das ich gründlich und wiederholt studierte, war Friedrich Albert Langes «Geschichte des Materialismus», zwei blaue Bände, ebenfalls im Reclam-Format, auf die mich Eduard Fueter wies. Große Leseereignisse bildeten weiterhin die Lebensgeschichte Helen Kellers, Carl Hauptmanns «Einhart der Lächler», Jakob Wassermanns «Caspar Hauser», Gerhart Hauptmanns «Der Narr in Christo Emanuel Quint» und Franz Kafkas «Schloß». Für das noch in blauer Ferne liegende medizinische Studium lagen auf dem Weihnachtstisch einige heißerwünschte Lehrbücher, so Werner Spalteholz' «Handatlas der Anatomie des Menschen».

Zu den schärfstummrisenen Glücksfügungen meines Lebens gehört dann der Besuch der Privatschule Sinai Tschuloks an der Plattenstraße 52 in Zürich. In Professor Tschulok, einem unvergleichlichen, unvergeßlichen Manne, begegnete ich meinem ersten wirklich wirksamen Pädagogen. Russe, Jude, bescheiden und revolutionär, gütig und messerscharf im Urteil, ein Rationalist bis ins Mark und stets von Geheimnis umwoben, eine robuste Mimose, scheu und schamhaft, dabei aber zupackend, hilfreich, liebevoll – was ich ihm verdanke, gehört auf andere Blätter. Hier nur, daß er auch den Aufbau des «Archives», das schon damals in meinen Vorstellungen gor, entscheidend mitbestimmte; er zeigte mir Darwins Werke, Herbert Spencer, eine Fülle Schriften zur Entwicklungslehre, ich lauschte seinen klugen Urteilen über Ernst Haeckel, duckte mich unter den beißenden Hieben, die auf Lamarck fielen, dem die Jesuiten das Hirn verdreht hätten. Philosophisch waren wir gar nicht einig, er warnte aber so dringlich vor allen vitalistischen Schwätzern, daß es nicht zu überhören blieb. Mir schien im Werden noch mehr zu treiben als die fabulose Selbstkomplizierung der Materie, die schließlich denn doch in Goethes Mund zu sagen vermochte: «Zum Erstaunen bin ich da.»

Die Lehrer waren hervorragend. Unter ihnen Marcus Gitermann, mein Lateinlehrer, Russe auch er. Was mir diese Menschen so verehrungswürdig machte, war ihre reife Mischung von Intelligenz und Güte. Ein schnöder Vermerk von meiner Seite über Karl Marx brachte uns näher. Er fragte nach der Stunde, ob ich denn Marx kenne, ob ich schon etwas von ihm gelesen hätte. Leicht beschämt, mußte ich es verneinen. «Bekämpfen Sie nur, was Sie kennen», sagte er milde lächelnd, für eine Weile die Augen schließend. Ob ich einmal mit ihm nach der Schule spazieren wolle? Gerne, selbstverständlich, gerne. Ich gewann einen großartigen Freund. Er war der erste, der mich in den Marxismus einführte, der mir Feuer-

bach und Engels erklärte, Lenin. «Lesen Sie, lesen Sie!» Ich las. Ich las die großen Romane «Oblomow», die «Karamasoff», «Roddion Raskolnikow», den «Idioten»; Marcus Gitermann wies mich auf Wladimir Korolenko hin, auf Leonid Andrejews furchtbare Geschichte «Das Leben Vater Wassili Fiweiskis». Jetzt erst faßte ich deutlicher, was es bedeutete, als uns Franz Schoch während

Kurz vor der Matura wohnte ich noch in einer Zürcher Studentension und saß über Algebra, spanischem Erbfolgekrieg, Avogadroschem Gesetz und ähnlichem mehr. Nicht durchgehend allerdings. Einmal erwischte mich Emil Staiger bei der Lektüre von Hans Blühers «Aristie des Jesus von Nazareth». «Solches also nennst du Philosophie», rief er enttäuscht und wusch



20 Ein Plankton-Ruderkrebs, *Augaptilus filigerus* (Giesbrecht). Männchen. Zeichnung von Ernst Haeckel. «Kunstformen der Natur» (Leipzig 1904), Tafel 56.

der Andacht in Glarisegg Gorkis «Meine Kindheit» vorlas, nun sah ich, wer Dmitrij Mereschkowskij war, dessen «Leonardo» mehr verfolgt, als uns ein Historiengemälde zu geben. Der Weg zu den russischen Denkern war frei. Und ich habe es erlebt, daß sich des andern Morgens ein Lehrer vor der ganzen Klasse entschuldigte und erklärte, warum ich, der Schüler, unmöglich meinen Cicero vorbereitet haben konnte.

mir die spirituelle Kappe. «Erst einmal hast du mit Husserls ‚Logischen Untersuchungen‘ anzufangen, mit Cassirers ‚Symbolischen Formen‘ und Heideggers ‚Sein und Zeit‘!» Ich tat gehorsam, was er sagte; die Bücher kosteten ein Vermögen, und es ist allen damals Eingeweihten ein Rätsel geblieben, daß ich dann während eines typischen Aprils im Jahre 1930 in Basel doch noch die Eidgenössische Matura bestand.

In jener Zeit kamen hohe Bücherhinweise, so von Emil Brunner auf Kierkegaard, von Max Rychner auf Max Scheler, Carl Gustav Jung empfahl dringend von Herbert George Wells «God the Invisible King». Meine Bücherei wuchs, die Verwirrung auch, das Essen und anderer weltlicher Tand wurden mehr und mehr zur Nebensache. Dann brachte der Beginn des medizinischen Studiums wieder einen äußeren Ordnungsrahmen. Die Begegnung mit Richard Coudenhove-Kalergi erweiterte die Interessen nach der Richtung platonischer Politik; damals fiel mir Kurt Hillers kleine Schrift «Logokratie» in die Hände, und es begann die Auseinandersetzung mit Nicolaus Berdjajew, zunächst mit der Reichs-Schrift «Sinn der Geschichte». Es wurde mir endgültig klar, daß ich entschlossen war,

einen Ozean auszutrinken. Noch lebte mein Vater. Er nahm wie immer Anteil, lernte wie immer mit an den sich schauerlich erweiternden Fronten. Es blieb beim Sorgen und Hoffen, daß ich all diese Stürme bestehen möge. Diät war nicht mehr zu raten, zuviel der gefährlichen Geist-Welt kreiste schon im Blute. Seine Meinung blieb stets die gleiche, richtige und wichtige: «Verlier dich nicht zusehr an die Sphäre der Worte, bleib den Dingen treu.» Aber ganz im Innersten hielt ich mich gesichert an das bergende Wort des alten Zeltmachers Omar Khajjam:

«Reicht dir ein Weiser Gift,  
So trink's getrost;  
Reicht Gegengift ein Tor dir,  
Gieß es aus! »

Schluß folgt

JACQUES LETHÈVE (PARIS)

## LE LIVRE ILLUSTRÉ A LA DEUXIÈME BIENNALE DE PARIS (1961)

La Biennale de Paris, qui s'est tenue pour la deuxième fois du 29 septembre au 5 novembre 1961, a pour but de permettre aux jeunes artistes de tous les pays de confronter leurs recherches. La section du livre avait pris comme thème l'illustration du *Chef d'œuvre inconnu* de Balzac.

L'idée de mettre au concours l'illustration d'un même livre était en soi excellente, mais il ne semble pas que les résultats aient répondu aux espoirs des organisateurs, puisque cinq artistes seulement avaient accepté d'y participer: un Belge, un Néerlandais, un Français et deux Polonais. C'est vraiment trop peu pour qu'on puisse juger d'après ces échantillons de la valeur des jeunes illustrateurs dans le monde, alors que la confrontation des peintres de 50 pays différents offrait tout de même un autre intérêt.

Des cinq, celui qui paraît avoir le plus de tempérament, c'est le Polonais Jan Mlodozieniec, dont les lavis nuancés montrent une grande variété d'invention, même si l'on relève chez lui des souvenirs de Miró ou de Picasso. Son compatriote Starowieyski semble un dessinateur aux tendances traditionnelles, s'essayant par quelques audaces de dessin à se mettre au goût du jour.

Il y a vraiment peu à dire des lavis falots et sans consistance du Belge Van Hoof. Le Français Thierry Vide a tenté des compositions un peu laborieuses et qui pourtant ne manquent pas d'intérêt, mais ses essais de mise en page sont plutôt maladroits et on peut craindre qu'il ne comprenne mal les problèmes propres à l'illustration.

Ce n'est pas en revanche le reproche que mérite le dernier concurrent, le Néerlandais